

Von den Aufregungen und Anstrengungen der letzten Tage erschöpft, warf ich mich auf mein Bett und wurde erst gegen zehn Uhr vormittags mit der Meldung geweckt, die Leute seien zurückgekommen. Außerdem sei ein fremder Herr mitgekommen, der mich zu sprechen wünsche. Etwas verwundert ließ ich den Herrn zu mir bitten. Er stellte sich als Geheimagent der deutschen Regierung für den Kriegsfall vor. Seine Hauptaufgabe bestand darin, den bei etwaigem Kriegsausbruch in jenen Gewässern sich aufhaltenden, als Hilfskreuzer vorgesehenen deutschen Handelsschiffen — zu diesen zählte die „Stolberg“ auch — Instruktionen zu erteilen. Meine Aufgabe bestehe darin, dem in den indischen Gewässern stationierten Geschwader alle entbehrlichen Kohlenmengen und Proviant abzugeben. Er bezeichnete mir auf der Seekarte eine kleine, wie er sagte, unbewohnte Insel, die etwa 500 Seemeilen entfernt lag. Nach dieser Insel sollte ich dampfen und auf Nachrichten vom Kreuzer „Emden“ warten.

Als wir uns dieser Insel näherten, waren wir überrascht, durch das Fernglas wahrzunehmen, daß es am Strande von Männlein, Weiblein und Kindern wimmelte. Die Insel war vor vielen Jahrzehnten vielleicht einmal unbewohnt gewesen. Offenbar hatten die Eingeborenen noch nie ein so großes Schiff gesehen, denn alles schrie, lief und gestikulierturcheinander. Zweifelsohne waren die Eingeborenen aber schlau genug, zu wissen, daß das Ankern eines so großen Schiffes etwas Besonderes zu bedeuten hatte, denn 24 Stunden später war ein holländisches Kanonenboot von der nächsten Station zur Stelle. Die Eingeborenen mußten in ihren Kanus sofort zu dieser Station gerudert sein, um die Ankunft des großen Schiffes zu melden.

Der Befehlshaber des Kanonenboots kam an Bord, stellte sich vor und machte mich darauf aufmerksam, daß wir von unserer Funkanlage keinen Gebrauch

machen dürften, da wir uns in holländischen Hoheitsgewässern befänden; anderenfalls müßte er die Funkanlage abmontieren lassen. Ich beruhigte den Herrn, worauf er unter höflichem Gruß das Schiff verließ. Wenige Minuten später war ich schon wieder in funktelergraphischer Verbindung mit der „Emden“, die uns zwecks Zusammenkunft an eine bestimmte Stelle beorderte.

Und nun kommt die aufregendste Episode unserer Irrfahrten. Wir lichteten Anker und kehrten der Insel den Rücken. Kaum waren wir zehn Minuten in Fahrt, als ich am Horizont ein fremdes Kriegsschiff sichtete. Ob es ein englisches oder japanisches Kriegsschiff war, konnten wir nicht feststellen. Aber auch wir blieben nicht ungesehen, denn plötzlich ballte sich eine Rauchwolke an dem fremden Schiff zusammen, und der erste Warnungsschuß rollte wie ferner Donner über die See. Da packte uns alle eine namenlose Wut. Nachdem wir bis nun alle Irrfahrten glücklich überstanden hatten, sollten wir in letzter Stunde unser schönes Schiff einem Feind ausliefern? Nein, und tausendmal nein! Lieber sollte es dem Untergang geweiht sein. Beim Wenden ertönte der zweite, jetzt scharfe Schuß. Zweihundert Meter von unserm Schiff platzte die Granate. Und nun ging es mit Volldampf auf den Strand der Insel. Schon hörten wir die Brandung, jede Sekunde mußte das Schiff auflaufen, da schob sich eine Nebelwand zwischen uns und unsern Widersacher. Ein Ruck am Schiffstelegraphen: Volldampf rückwärts! Unser Schiff zitterte in allen Fugen, aber wir waren gerettet.

Nach zwei Tagen trafen wir mit der „Emden“ zusammen und gaben, was wir an Kohlen und Proviant entbehren konnten, ab. Kapitän Müller, mit dem ich an jenem Tage manches Glas Sekt auf Deutschlands Sieg getrunken habe, wollte uns unsere Dienste, wenn er nach siegreichem Krieg wieder in Berlin säße, nicht vergessen.